

KIM PHUC PHAN THI

INS HERZ GEBRANNT

Wie ich die Schrecken des Krieges hinter mir ließ
und Frieden, Vergebung und Hoffnung fand

Aus dem Amerikanischen von Beate Zobel

GerthMedien

INHALT

Einführung: Krieg und Frieden	9
Karte von Indochina mit Nord- und Südvietnam und den Nachbarländern	12
Vorwort: Sehnsucht nach glatter Haut	17
TEIL EINS: BRENNENDER KÖRPER	21
Kapitel 1: Krieg? Was für ein Krieg?	23
Kapitel 2: Befehl eines Soldaten	49
Kapitel 3: „Heiß! Heiß!“	50
Kapitel 4: Im Leichenhaus	57
Kapitel 5: Knapp überlebt	66
Kapitel 6: Der Fluch, anders zu sein	75
Kapitel 7: Wieder auf der Flucht	86
Kapitel 8: Endlich – der Krieg ist vorbei	93
Kapitel 9: Alles geht wieder von vorne los	97
Kapitel 10: Abschied – für immer?	109
TEIL ZWEI: AUSGEBEUTETES LEBEN	117
Kapitel 11: Spannende Entwicklungen	119
Kapitel 12: Es ist genug	127
Kapitel 13: Hinwendung zu meinem neuen Gott	143
Kapitel 14: Not in allen Bereichen	152

Kapitel 15: Dringend benötigte Hilfe	160
Kapitel 16: Geliebter Onkel Dong	166
Kapitel 17: Eine ungewollte Reise	173
Kapitel 18: Nichts, was mich hier hält	186
Kapitel 19: Ist das jetzt besser?	191
TEIL DREI: NACH FRIEDEN STREBEN	215
Kapitel 20: Nach der Hochzeitsreise	217
Kapitel 21: Wunder über Wunder	225
Kapitel 22: Weiter so, Gott, weiter so	239
Kapitel 23: Alle Ängste ablegen	248
Kapitel 24: Acht Pfund Vollkommenheit	254
Kapitel 25: Er bahnt den Weg	263
Kapitel 26: Zeit des Vergebens	271
TEIL VIER: VERSÖHNT	285
Kapitel 27: Wieder vereint	287
Kapitel 28: Rundum behütet	312
Kapitel 29: Bevor es besser wird, wird es schlimmer	334
Kapitel 30: Entblößte Narben	348
Kapitel 31: Endlich Frieden	357
Nachwort: An der Hoffnung festhalten	365
Dank	373
Anmerkungen	379

Für meine drei Familien ...

Für meine Eltern und Geschwister, deren Barmherzigkeit
und Fürsorge das Leiden eines kleinen Mädchens erträglicher
machen.

Für meinen Mann und meine Söhne, meine Schwiegertochter
und meinen Enkelsohn. Eure bedingungslose Liebe heilt mich
jeden Tag ein bisschen mehr.

Für meine wunderbare *Faithway-Baptist-Church*-Familie.
Durch eure Gebete kann ich auf meinem Lebensweg Schritt
für Schritt vorangehen.

EINFÜHRUNG

KRIEG UND FRIEDEN

VORBEMERKUNGEN AN MEINE LESERINNEN UND LESER

Seit mindestens zehn Jahren träume ich schon von diesem Buch – vielleicht sogar noch länger. Doch weil meine zwei kleinen Kinder damals noch meine volle Aufmerksamkeit beanspruchten, verdrängte ich diese Sehnsucht, meine Geschichte aufzuschreiben und mit anderen zu teilen. Mir fehlten die Ruhe und der freie Kopf für ein so großes Projekt. „Wenn die Kinder erst einmal älter sind, kümmere ich mich um meinen Traum“, sagte ich mir damals – eine Einstellung, die viele Mütter kennen dürften. Jetzt sind meine zwei Söhne groß und ich lasse meinen Traum Wirklichkeit werden.

Denise Chong schrieb bereits ein Buch über meine Geschichte, das 1999 unter dem Titel *The Girl in the Picture*¹ erschien. Sehr anschaulich und detailliert erklärt sie darin die Hintergründe des Vietnamkrieges, der mein Leben so massiv verändert hat, und natürlich die Umstände, unter denen das berühmte Foto von mir entstanden ist. Frau Chong hat sehr sorgfältig gearbeitet und alle

Fakten präzise recherchiert. Doch hinter all diesen Fakten gibt es noch eine Geschichte, die sie *nicht* erzählt hat. Es ist die Geschichte hinter der Geschichte. Die Geschichte, die Gott anfang mit mir zu schreiben, lange bevor ich ihn in mein Leben eingeladen hatte. Es ist die Geschichte, wie er mich jahrzehntelang Schritt für Schritt unendlich liebevoll geführt hat, bis ich irgendwann direkt in seinen Armen landete.

Genau diese Geschichte möchte ich hier erzählen. Ich will von Gottes großer Treue erzählen in einer Zeit, in der ich vor lauter Angst wie betäubt und blind für ihn war. Ich will davon erzählen, wie er liebevoll für mich sorgte, als ich schutzlos und hungrig war. Ich will davon erzählen, wie er mir selbst dann noch nachging, als ich davon überzeugt war, für immer ein Schattendasein am Rande der Gesellschaft führen zu müssen. Vor allem aber will ich von seinem Frieden erzählen, „der all unser Verstehen übersteigt“, wie es in Philipper 4,7 steht. Von dem Frieden, der unser Herz und unseren Verstand bewahrt und uns tiefe Geborgenheit schenkt in der Gemeinschaft mit Jesus Christus. Natürlich sehnte ich mich zunächst nach Heilung für meinen Körper und nach einer neuen Hoffnung für meine Zukunft, aber am schmerzlichsten sehnte ich mich nach Frieden für meine geplagte Seele. *Frieden!* Wahren Frieden. Über diesen Frieden möchte ich schreiben, denn er spielt die zentrale Rolle auf meinem langen Weg der inneren Heilung.

Verzweifelt habe ich ihn gesucht und durch viele Wunder irgendwann tatsächlich *gefunden*. Seitdem ist dieser Frieden für mich das höchste Gut. Mein ganzes Leben und jede einzelne Situation darin möchte ich von diesem Frieden bestimmen lassen. An jedem neuen Tag möchte ich mich ganz bewusst von Gott mit ihm beschenken lassen. Er soll mein Denken, mein

Fühlen, mein Handeln und mein Arbeiten bestimmen. Ich will ihn in meinem Herzen tragen, wo auch immer ich hingehge, und ich will ihn an jeden Menschen weitergeben, dem ich begegne.

Falls Sie in diesem Buch eine tiefgehende, kritische Stellungnahme über den Vietnamkrieg und seine Folgen erwarten, muss ich Sie leider enttäuschen. Natürlich gab es Zeiten in meinem Leben, in denen ich mich intensiv mit dem Thema Krieg auseinandergesetzt habe, und es gibt Stellen im Buch, die auf meine Überlegungen von jener Zeit zurückgreifen. Aber in den rund vierzig Jahren, die seit meinen persönlichen Kriegserfahrungen inzwischen vergangen sind, beschäftigte und faszinierte mich ein anderes Thema viel mehr als der Krieg: der Frieden. Inzwischen bin ich wirklich davon überzeugt, dass die intensive Auseinandersetzung mit wahren Frieden die unterschiedlichen Menschen und Völkergruppen viel eher vereinen und versöhnt miteinander leben lassen kann als jede noch so gründliche Aufarbeitung und Analyse der Schrecken des Krieges. Wenn wir unseren Fokus auf den Frieden ausrichten und selbst zu Boten des Friedens werden, lösen sich manche Probleme von ganz alleine.

Mein größter Wunsch ist deshalb, dass auch Sie, liebe Leser, diesen Frieden finden, den ich gefunden habe. Es gäbe kein größeres Geschenk für mich, als wenn wir uns eines Tages irgendwo vielleicht einmal persönlich begegnen und Sie zu mir sagen würden: „Durch Ihre Worte habe ich selbst Frieden gefunden.“

Nun möchte ich Ihnen vorab noch etwas erklären, ehe ich Sie endlich meine Geschichte lesen lasse. Manchmal habe ich mir beim Schreiben dieses Buches gewünscht, ich könnte mich noch besser an die Ereignisse erinnern, die mittlerweile vierzig Jahre zurückliegen. Doch während ich versucht habe, all diese schrecklichen Szenen noch einmal für Sie zu rekapitulieren, kam mir



INDOCHINA 1972

folgender Gedanke: Vielleicht ist es auch Gnade, dass ich nicht mehr alles weiß und Gott über manche Dinge den heilsamen Schleier des Vergessens gelegt hat. So blieb mir nichts anderes übrig, als meine Geschichte auf jenen Erinnerungen aufzubauen, zu denen ich noch einen Zugang hatte. Es kann gut sein, dass sie sich in manchen Punkten von dem unterscheiden, was in den vielen anderen verbreiteten Versionen meiner Geschichte erzählt wurde. Diese Unstimmigkeiten tun mir leid, sind aufgrund meiner zutiefst subjektiven Wahrnehmung jedoch leider nicht vermeidbar. Dennoch sollen Sie wissen, dass ich nach bestem Wissen und Gewissen versucht habe, ein ehrliches und möglichst realistisches Bild der Ereignisse damals zu zeichnen – und dass ich hinter jedem Wort stehe, das in diesem Buch geschrieben steht.

Nord- und Südvietnam samt der entmilitarisierten Zone und den Nachbarländern China, Laos, Thailand, Kambodscha, den Städten Phnom Penh, Tây Ninh, Trang Bàng, Cu Chi und Saigon (seit 1976: Ho-Chi-Minh-Stadt) und dem Südchinesischen Meer.

Meine Lieben, wundert euch nicht über die harte Probe,
die wie ein Feuersturm über euch gekommen ist.
Sie kann euch nicht unerwartet treffen; denn ihr leidet
ja nur etwas von dem mit, was Christus gelitten hat.
Freut euch vielmehr darüber, denn wenn er in seiner
Herrlichkeit erscheint, werdet ihr erst recht von Freude
und Jubel erfüllt sein.

1. Petrus 4,12-13 (Gute Nachricht Bibel)

Der Vernünftige strebt nach Schmerzlosigkeit,
nicht nach Genuss.

Aristoteles

KAPITEL 1: TRANG BÀNG, VIETNAM

KRIEG? WAS FÜR EIN KRIEG?

FRÜHLING 1972

Ich war ein achtjähriges Mädchen. Ausgelassen lief ich hopsend von einem ganz normalen Schultag nach Hause. Auf dem kilometerlangen Weg wurde ich von anderen Kindern aus unserem Dorf begleitet. Manchmal war auch mein Bruder Nummer fünf dabei. Ich war Nummer sechs. Wir waren eine sehr große Familie, da merkt man sich Zahlen leichter als Namen. Der Trampelpfad, auf dem wir unterwegs waren, führte durch üppige Felder und saftige Wiesen. Manchmal wurde unsere kleine Gruppe von einer schwer beladenen Kuh überholt. Ihr Besitzer scheuchte sie vor sich her, um in der Stadt das frische Gemüse und Getreide zu verkaufen, das sie auf ihrem Rücken schleppte. Heute brauste noch ein Motorradfahrer an uns vorbei. Er genoss unsere Aufmerksamkeit und war sichtlich stolz darauf, reicher zu sein als wir.

Als ich schließlich zu Hause auf unserem großen Hof ankam, war auch ich stolz. Mein Vater hatte den Betonboden mit eigenen

Händen gegossen. Nur wenige Familien in unserem Dorf hatten einen so großen betonierten Hof wie wir. Tatsächlich zählte meine Familie zu den reichsten im Ort. Es ging uns gut. Wir hatten ein schönes Leben. Alles, was mit dem Krieg zu tun hatte, interessierte mich nicht. Manchmal schnappte ich Begriffe wie Waffensysteme, strategische Fortschritte, taktisch wichtige Gebiete oder neue Eroberungsversuche auf, doch ich machte mir keine Gedanken darüber. Die Oster-Offensive berührte mich ebenso wenig wie die verringerte amerikanische Kriegsbeteiligung. Der ganze Krieg hatte einfach nichts mit uns zu tun. Nur einmal interessierte er mich, als meine Großmutter mir eines Morgens Fußabdrücke und Reifenspuren auf unserem Grundstück zeigte. Die Erwachsenen waren sich sicher: Das mussten die Vietcong-Soldaten gewesen sein! Vermutlich waren sie nachts auf unserem Gelände gewesen, auf der Suche nach Verpflegung und Verbandsmaterial. Das fand ich aufregend!

Es war immer dunkel, wenn sie kamen. Sie krochen leise in ihren schwarzen pyjamaähnlichen Anzügen durch den Dschungel, um nicht von den Südvietnamesen bemerkt zu werden. Sie hatten sich ein ausgetüfteltes Tunnelsystem gegraben, das ihnen nun die perfekte Tarnung bot. So tauchten sie plötzlich aus dem Boden auf und forderten von den Dorfbewohnern Nachschub. Wenn diese nicht kooperierten, drohten sie ihnen mit schlimmen Strafen.

„Du arbeitest für uns“, hatten sie zu meiner ältesten Schwester Loan (Nummer zwei) gesagt. (In südvietnamesischen Familien gibt es nie ein Kind mit der Nummer eins. Ich weiß, dass wir auf andere Kulturen ziemlich seltsam wirken müssen, aber so ist es nun einmal.) Loan, die wir auch Hai nannten, war eine ausgebildete Lehrerin und gehörte deshalb zu den wenigen Erwachsenen

in unserer Gegend, die lesen und schreiben konnten. Deshalb war sie dazu in der Lage, den ungehorsamen Dorfbewohnern die Mitteilungen der Vietcong-Soldaten vorzulesen, und wurde so zu ihrer perfekten Marionette. Natürlich stand auch sie eigentlich auf der Seite der Südvietnamesen, aber es war besser für sie, das zu verschweigen. Hai liebte ihr Leben, wie jeder andere von uns auch. Ich erinnere mich noch gut, wie ich sie zum ersten Mal ein Todesurteil vorlesen hörte. Sie räusperte sich zunächst unsicher, dann las sie mit dem geforderten Nachdruck vor:

„Hiermit werden Sie darüber in Kenntnis gesetzt, dass Sie zur Strafe für die mangelnde Unterstützung des Bürgerkriegs der Vietcong sofort hingerichtet werden.“ Nicht nur einmal musste meine Schwester diese schreckliche Botschaft überbringen. Ich weiß nicht, wie sie das geschafft hat, aber irgendwie brachte sie diese Worte über ihre Lippen.

Nun schienen die Vietcong-Soldaten also auch auf unserem Grundstück gewesen zu sein. Vor dem Haus unserer Großmutter bewunderten wir die frischen Spuren in der Erde. Sie hatte keinen betonierten Hof vor ihrem Haus wie wir, deshalb waren die Abdrücke hier deutlich zu sehen. „Oh, schaut mal, hier! Und da drüben!“, rief unsere Oma immer wieder und deutete auf den matschigen, aufgewühlten Boden.

Meine acht Geschwister und ich staunten und unsere Fantasie begann, verrückt zu spielen. Wir stellten uns vor, wie eine riesige Truppe von tapferen, heldenhaften südvietnamesischen Kriegerern auf unserem Grundstück herumgeschlichen war, die sich in ihrer großen Kühnheit mit den Truppen des Nordens verbunden hatten. In Wirklichkeit war es wohl eher eine kleine Gruppe von acht bis höchstens zehn Mann gewesen.

Nach diesem aufregenden Erlebnis ließ unser Interesse für den Krieg jedoch schnell wieder nach. Wir beschäftigten uns nicht weiter mit diesem Thema und übernahmen einfach das, was uns die Erwachsenen erzählten. So positionierten wir uns zum Krieg genau wie sie. Nur unsere beiden ältesten Geschwister, Loan und Ngoc, konnten sich schon eine eigene Meinung über den Krieg bilden. Wir Kinder schalteten schnell ab, wenn sich die Erwachsenen wieder einmal über den Krieg unterhielten. Wen interessierten schon Kriegsschauplätze und geplante Luftangriffe, solange es noch genug Spiele zum Spielen, Bücher zum Lesen und herrliche Guavenbäume zum Hochklettern gab?



In jenen Jahren war das Anwesen meiner Eltern wie ein wunderschöner paradiesischer Garten für mich, in dem es alles gab, was wir zum Leben brauchten. Immer, wenn ich mit meiner besten Freundin Hanh zusammen von der Schule kam, warf ich als Erstes meine Schultasche neben das Gartentor und kletterte flink wie ein Äffchen auf einen der zweiundvierzig Guavenbäume, die entlang der Grenze unseres Grundstücks wuchsen.

Ich suchte mir von den vielen, zitronengelben Früchten, die schwer an seinen Zweigen hingen, zwei besonders reife aus. Dann biss ich herzhaft in die eine und warf die andere meiner Freundin zu. Wir kicherten beide vor Vergnügen, während uns der süße Guavensaft aus den Mundwinkeln bis übers Kinn rann. Mein Name Kim Phuc (Fuk gesprochen) heißt wörtlich übersetzt „goldene Glückseligkeit“ – und genau so empfand ich mein Leben damals. Meine Kindheit war eine „goldene Zeit“ voller Leichtigkeit und Freude. Ich liebte jeden Tag und jedes Jahr.

Meine Eltern, Nu und Tung, züchteten Schweine. Manchmal hatten sie mehr als hundert Schweine gleichzeitig. Sie verkauften die Ferkel, wenn sie eine bestimmte Größe erreicht hatten, dann kamen wieder neue nach. Die Schweine teilten sich das Gelände mit Hühnern, Enten, Schwänen, Hunden und Katzen. Manchmal kam es mir so vor, als seien unsere Tiere die eigentlichen Besitzer unseres knapp einen Hektar großen Hofes.

Neben den Guavenbäumen hatten wir auch Bananenstauden. Ich kann mich sehr gut daran erinnern, wie meine Geschwister und ich uns oft einen ganzen Fruchtstand abschnitten, kaum dass die Bananen reif geworden waren. Gemeinsam futterten wir uns an den frischen Bananen satt. Was für eine schöne Erinnerung!

Außerdem hatten wir Kokosnusspalmen, Durianbäume und Grapefruitbäume. Die Grapefruits, die bei uns wuchsen, waren so groß wie mein Kopf. Ich habe nie wieder so wunderbar süße Grapefruits gegessen wie die aus unserem eigenen Anbau!

Jeden Abend brachte uns meine Mutter Gemüse, Hühnerfleisch und Reis mit. Es waren die Reste von dem kleinen Restaurant, das sie in der Stadt betrieb. Dazu gab es immer frisches Obst. Wir ernährten uns sehr gesund – und alles schmeckte fürstlich.

Natürlich war das Leben meiner Familie nicht wirklich „fürstlich“, aber im Vergleich zu manch anderen Leuten in unserem Dorf ging es uns tatsächlich gut. Heute weiß ich, dass wir unseren Wohlstand zum größten Teil der harten Arbeit meiner Mutter zu verdanken hatten. Schon bevor meine Eltern heirateten, stellte mein Vater fest, wie köstlich die Nudelsuppe meiner Mutter schmeckte. 1951, kurz nach ihrer Hochzeit, kam mein Vater schließlich auf eine großartige Idee: „Deine Suppe schmeckt

so gut, ich bin mir sicher, Leute würden Geld dafür bezahlen, um diese Suppe essen zu können“, sagte er eines Tages zu meiner Mutter. Sie nahm ihn beim Wort und machte sich sofort mit Begeisterung ans Werk. Schnell hatte sie die notwendigen Utensilien beisammen – einen Lehmziegelofen, einen großen Topf, einige Suppenschalen und alle Zutaten: Schweinefleisch, Sardellen, Gewürze und Kräuter, Gemüse und natürlich selbst gemachte Nudeln. So eröffnete sie ihren ersten Suppen-Verkaufsstand mit der Erlaubnis eines freundlichen Ladenbesitzers vor dessen Geschäft auf der Straße. In ihrem großen Topf dampfte die köstliche Suppe und es dauerte nicht lange, bis sie Schale um Schale an hungrige Passanten verkaufte.

Einige Zeit später hatten meine Eltern genug Geld gespart, um aus dem Haus meiner Großeltern auszuziehen und sich ein eigenes Grundstück kaufen zu können. Bald verkaufte meine Mutter ihre Suppe nicht mehr am Straßenrand, sondern konnte sich die Miete eines richtigen kleinen Ladens mit Tischen und Stühlen leisten. Das Geschäft florierte.

Sieben Jahre später kaufte meine Mutter den Laden sowie die zwei angrenzenden Räume rechts und links davon. Nun hatte sie ein richtiges Nudelsuppen-Restaurant mit insgesamt achtzig Sitzplätzen und die provisorisch geflochtenen Bambusstühle wichen massiven Holzstühlen. Am meisten profitierte meine Mutter von den amerikanischen Soldaten, die offensichtlich immer Appetit auf ihre Suppe hatten. Um der hohen Nachfrage gerecht werden zu können, stand sie lange vor Sonnenaufgang auf, damit sie genügend Zeit für alle Vorbereitungen hatte. Oft bekam sie deshalb nur zwei oder drei Stunden Schlaf. Auf leisen Sohlen schlich sie sich dann aus der Hintertür hinaus und achtete darauf, bloß keines ihrer schlummernden Kinder zu wecken.

Mit der Laterne in der Hand machte sie sich auf den Weg in die Stadt und kaufte auf dem Markt alles, was sie für die Suppe benötigte.

Wenn sie vom Restaurant zurückkam, war es später Nachmittag, oft wurde es auch Abend. Dann half sie bei der Arbeit auf dem Hof, erledigte die bürokratischen Angelegenheiten, die ihr Restaurant ebenfalls mit sich brachte, und kümmerte sich um die Wäsche und all die anderen alltäglichen Dinge, die im Haushalt anfielen. Anschließend brachte sie uns Kinder ins Bett. Mama war von morgens bis abends sehr beschäftigt und hatte folglich wenig Zeit für uns. Umso mehr genoss ich es, wenn ich mich nachts an sie kuscheln konnte und ich mich dabei unendlich geborgen und sicher fühlte. In diesen Momenten schaffte es meine Mutter, mir so viel Liebe und Wärme entgegenzubringen, dass meine junge Seele beinahe überlief vor Glückseligkeit.

Auch mein Vater gab uns ein Gefühl von Sicherheit und war ebenfalls ein guter Koch. Er konnte köstliches Essen auf seinem selbst gebauten Grill zubereiten. Wenn er dann noch seine selbst gefangenen Fische über dem Feuer braten konnte, war er ganz in seinem Element. Sie schmeckten vorzüglich! Dazu gab es meistens Gemüse aus dem Wok und irgendwie schaffte er es immer, seinen Mahlzeiten eine ganz besondere Note zu geben.

Mein Vater war ein sanfter Mensch, der uns ohne große Strenge erzog. Trotzdem war meine Beziehung zu ihm nicht sehr eng. Das lag zum einen daran, dass er viel Zeit in Mamas expandierendem Restaurant verbrachte, um sie zu unterstützen, und zum anderen daran, dass sowohl die Vietcongs als auch die südvietnamesischen Soldaten ständig hohe Forderungen an ihn stellten, denen er irgendwie versuchte, gerecht zu werden. Der Erwartungsdruck lastete schwer auf ihm. Seine größte Sorge

wurde, wie er seine Familie lebend und unversehrt durch diese schreckliche Zeit des Krieges bringen konnte.

Weil unsere Eltern tagsüber beide nur wenig Zeit für uns hatten, kümmerte sich mein Großonkel öfter um uns. Im Sommer verzog ich mich jedoch oft in meinen kleinen, geheimen Versteck, den ich mir in einem der Guavenbäume gebaut hatte. Dort war mein Rückzugsort, meine gemütliche Lesecke, in der ich damals Seite um Seite von *Der Affenkönig* verschlang. Wenn es Zeit zum Essen war, rief mich mein Großonkel mit meinem Spitznamen My, was „Hübsche“ bedeutet. Meine Oma hatte mir diesen Namen einmal gegeben, um mir zu schmeicheln. Sie hatte gehofft, mich auf diese Weise leichter von meinen Büchern weg und hin zum Esstisch locken zu können. Aber wenn mich mein Großonkel so rief, grinste ich nur und las einfach weiter. In meinem Versteck konnte ich ganz in die Bücher eintauchen und war dann für Stunden in einer anderen Welt. Wenn Mama abends vor der Arbeit kam, schimpfte sie mit mir, weil ich den ganzen Nachmittag nicht zum Essen erschienen war. Ihr war offensichtlich nicht bewusst, dass ich dort oben von lauter köstlichen Früchten umgeben war und deshalb beim besten Willen nicht hungern musste.

Wenn ich freiwillig aus meinem Versteck kam, führte ich meistens nichts Gutes im Schilde. In unserem Hof hatten wir eine gemütliche Hängematte zwischen zwei Bäumen aufgespannt. Mein Großonkel nutzte sie oft für einen ausgiebigen Mittagsschlaf nach dem Essen.

Es machte mir großen Spaß, ihn dabei zu beobachten und zu warten, bis seine regelmäßigen Atemzüge und sein offen stehender Mund verrieten, dass er in den Tiefschlaf gefallen war. Dann schlich ich mich zu ihm, bewaffnet mit einem Beutel voll Salz und einem Löffel. Ich häufte so viel Salz wie möglich auf den

Löffel und schüttete es in seinen offenen Mund. Danach rannte ich weg, so schnell ich konnte, und lachte dabei laut auf vor Vergnügen. „My! My!“, rief er hinter mir her, nachdem ich sein schönes Mittagsschläfchen wieder einmal gestört hatte. „Myyyyyy!“

An einem besonders heißen Tag schlief mein Großonkel mit nacktem Oberkörper in der Hängematte. Bruder Nummer fünf und ich fanden einen Schlauch, füllten ihn mit eiskaltem Wasser und ließen es anschließend in den Bauchnabel unseres Großonkels tropfen. Wieder rannten wir kreischend vor Lachen davon.

Kurz darauf ließ die Hitze nach und es folgten tagelang heftige Regenstürme. Ohne Vorwarnung ergossen sich die Regenmassen über uns. Wir Kinder waren begeistert und rannten schon bei den ersten Tropfen barfuß nach draußen. Wir konnten es kaum abwarten, bis das Wasser auf dem Betonboden unseres Hofes stand und wir planschend und lachend kreuz und quer über den Hof schlittern konnten. Meine Kindheit war genau so, wie eine Kindheit sein sollte: Ich war sorglos, geliebt und rundum gut versorgt – ein kleiner Wildfang, voller Freude und Leben. Ich konnte nicht ahnen, dass sich das alles bald ändern würde, in nur einem einzigen Augenblick.



Es wurde Sommer im Jahr 1972. Der Krieg in Vietnam war wieder heftiger geworden. Seit der Tet-Offensive, die am Vorabend des vietnamesischen Neujahrsfestes, des Tết Nguyên Đán, vor vier Jahren begonnen und etwa ein halbes Jahr lang andauert hatte, war es in den letzten Jahren etwas ruhiger geworden. Das schien sich nun zu ändern.

Ich war gerade fünf, als im Frühling 1986 die amerikanische Botschaft in unserer Hauptstadt Saigon von den Kommunisten angegriffen wurde. Sowohl die Amerikaner als auch die Südvietnamesen reagierten damals entsetzt. Ich verstand noch nicht, was das alles bedeutete und was es mit mir und meiner Familie zu tun haben könnte. Erst Jahre später ahnte ich etwas von der Tragweite der Tet-Offensive – dann nämlich, als die Vergeltungsschläge unser eigenes Dorf trafen. Doch bis dahin lebte ich in meiner kleinen, sicheren Welt und der Krieg war „weit weg“ – zumindest weit genug, um mich nicht zu betreffen.

Natürlich war mir aufgefallen, dass meine Familie in den späten Wintermonaten und anbrechenden Frühlingswochen des Jahres 1972 immer mehr Gäste empfing; doch ich machte mir keine Gedanken darüber, geschweige denn sah ich darin irgendeinen Zusammenhang mit dem Krieg. Ich nannte unsere Gäste die „Waldmenschen“, denn sie kamen immer aus den dichten Waldgebieten, die im Nordosten an unser Dorf grenzten. Es war eine bergige Gegend, die ein ideales Versteck für die Vietcong-Kämpfer darstellte. Das Dorf, aus dem die „Waldmenschen“ kamen, hatte ich nie gesehen. Später verstand ich, dass der Krieg an den Grenzregionen zu Kambodscha tobte und viele Menschen ihre zerbombten Dörfer verlassen hatten und auf der Flucht waren.

Als Kind verstand ich nicht, warum diese Leute plötzlich alle zu uns kamen. Aber ich sah, wie meine Eltern sie aufnahmen und ihnen kleine Parzellen unseres Grundstücks überließen, um sich dort vorübergehend niederzulassen. Sie durften mit uns essen und wir teilten unsere Ernte mit ihnen. Die meisten blieben einige Wochen oder sogar Monate, bis sie genug Kraft gesammelt hatten, um ihren Rückzugsort bei uns wieder zu verlassen und ihre Flucht fortzusetzen.

Die Menschen flohen aus den Waldgebieten aufgrund der Oster-Offensive, die im März 1972 begonnen hatte. Damals kamen die Kommunisten bis auf hundert Kilometer an Saigon heran. Sie waren wild entschlossen, ganz Vietnam unter ihre politische Herrschaft zu bringen, und es war ihnen dabei völlig egal, wie viele eigene Leute dabei sterben würden. „Ihr könnt zehn unserer Männer töten für jeden, den wir von euch töten. Aber selbst mit diesem Vorteil werdet ihr verlieren und wir gewinnen“, hatte der Revolutionär und kommunistische Führer Ho Chi Minh seinen Gegnern schon fast drei Jahrzehnte früher erklärt. Diesen Schlachtruf hatten die kommunistischen Kämpfer noch immer.

Ich verstand nichts davon, doch meine Eltern umso mehr. Dennoch ahnten auch sie nicht das entsetzliche Ausmaß des Terrors, dem wir selbst bald ausgesetzt sein würden. Mit all dem verzehrenden Feuer, der allgegenwärtigen Angst und dem Massensterben, das uns unmittelbar bevorstand, hatte niemand gerechnet und doch spürten die Erwachsenen, dass die Situation immer bedrohlicher wurde, und waren deshalb in großer Sorge.



Früh am Morgen des 6. Juni 1972 wurde ich vom eindringlichen Flüstern meiner Mutter geweckt. Draußen war es noch dunkel, als ihre Stimme langsam in mein Bewusstsein drang. „My! My“, sagte sie immer wieder, „komm schnell, wir müssen los!“

Ich wunderte mich. *Um diese Zeit war meine Mutter doch längst unterwegs und kümmerte sich um ihr Lokal.* „Warum bist du noch da?“, fragte ich verschlafen. „Schhh, My, sei still“, flüsterte sie mit Nachdruck. „Du darfst jetzt keine Fragen stellen.“

Später erfuhr ich, dass eine Gruppe von Vietcong-Kämpfern schon die ganze Nacht in unserem Haus gewesen war. Hungrig und verwahrlost waren die Soldaten gegen Mitternacht in unser Haus eingedrungen und besetzten es nun. Sie wollten ihr Tunnelsystem weiter ausbauen und einen Tunnel von unserem Grundstück bis zur Hauptstraße ausgraben. Zum ersten Mal begegnete meine Mutter einer ganzen Truppe von Soldaten, zuvor waren es immer nur vereinzelt gewesen. Ihr wurde schlagartig bewusst, dass nun auch unser Dorf kein sicherer Ort mehr war. Aber wohin sollte sie ihre Familie bringen? Sofort fiel ihr unser Caodai-Tempel ein, der etwas abgelegen am Rand des Dorfes lag. Die Entfernung war nicht sehr groß, deshalb würde sie von dort aus problemlos immer wieder in unser Haus schleichen und nach und nach alle wichtigen Sachen holen können. Auch unsere Tiere könnte sie auf diese Weise weiterhin versorgen. Gleichzeitig hoffte sie, dass der Tempel dennoch weit genug vom akuten Kriegsgeschehen entfernt war, um dort bis zum Ende des Angriffs in Sicherheit ausharren zu können.

In jener Nacht, als der Anführer der Vietcong-Truppe auf ihrer Schwelle erschien, richtete sie sich gerade auf, sah ihm fest in die Augen und erklärte ruhig und selbstbewusst: „Ich erlaube Ihnen, mein Haus zu benutzen, wenn Sie mir zuvor gestatten, meine Familie an einen anderen Ort zu bringen.“

„Nein!“, knurrte der Soldat und baute sich einschüchternd vor ihr auf. „Keiner verlässt das Haus. Der Süden darf nicht wissen, dass wir hier sind.“

Alle hatten ständig überall ihre Späher, die südvietnamesische Armee ebenso wie die Angehörigen des Vietcongs. So mussten wir uns möglichst unauffällig verhalten, damit die Vietcong-Soldaten in unserem Haus unbemerkt ihre Arbeit ausführen konnten.